

trotz der allmählich Platz greifenden Festschriftsmüdigkeit, beherzigt werden und Nachahmung finden. Das Erbe Johann Gottlieb Fichtes ist wohl solcher Mühe wert.

Hans Michael Baumgartner (Saarbrücken)

Nicht weniger als 29 Autoren haben zu dem von Paul Arthur Schilpp und Maurice Friedman (in der Reihe „Philosophen des 20. Jahrhunderts“, Stuttgart; W. Kohlhammer 1963) herausgegebenen wertvollen Band „Martin Buber“ Beiträge beigesteuert. Man braucht nur einige Namen zu nennen, um eine Vorstellung von der höchst illustren Gesellschaft, zu der sie sich zusammengefunden haben, zu vermitteln. Da sind aus dem Bereich der Philosophie unter anderen Gabriel Marcel, Jean Wahl und Carl Friedrich v. Weizsäcker vertreten; von den katholischen Theologen ist Hans Urs v. Balthasar, von den protestantischen Emil Brunner zur Stelle; Karl Kerényi ragt unter den mitwirkenden Religionswissenschaftlern heraus, und Max Brod präsentiert die literarische Welt. Ein ganz spezielles Interesse verdienen die Stellungnahmen derjenigen unter ihnen, die entweder in ihren eigenen Positionen von Buber beeinflusst worden sind oder unabhängig von Buber an derselben Sache gearbeitet haben. Zu den ersteren gehört Emil Brunner, zu den letzteren Gabriel Marcel. Wer einmal mit Erstaunen die Übereinstimmung zwischen Bubers „Ich und Du“ und Marceles „Metaphysischem Tagebuch“ festgestellt hat, wird nun dessen Ausführungen über Bubers Dialogik, in denen Identität und Differenz der Standpunkte gegeneinander abgewogen werden, mit ebenso großer Spannung verfolgen.

Die Herausgeber wollen jedoch keineswegs nur durch große Namen anlocken. Das Schwergewicht des Buches liegt vielleicht sogar eher in der Forschungsarbeit, die von einer Reihe fachwissenschaftlich renommierter, aber in der breiteren Öffentlichkeit kaum bekannter Spezialisten geleistet wird. Maurice Friedman, der eine der beiden Herausgeber, ist selbst der wohl beste Buber-Kenner, den wir zur Zeit haben. Sein Beitrag „Die Grundlagen von Martin Bubers Ethik“ bildet eine wichtige Ergänzung zu seinem 1955 erschienenen Werk. Namentlich genannt seien noch die Aufsätze von Emmanuel Levinas und Jakob Taubes. Sie sind deshalb besonderer Aufmerksamkeit wert, weil sie – was bisher noch viel zu wenig geschehen ist – den scheinbaren Außenseiter und Einzelgänger Buber in den Zusammenhang der Philosophiegeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts einordnen. Taubes, der Bubers Geschichtsphilosophie untersucht, stellt die Verbindung zu Hegel her, und Emmanuel Levinas weist auf die Gemeinsamkeiten hin, die zwischen Bubers „Erkenntnistheorie“ und der erkenntnistheoretischen Grundproblematik des modernen phänomenologischen Denkens bestehen.

Eingerahmt werden die Interpretationen von autobiographischen Fragmenten und einer „Antwort“ Bubers (sowie einer sorgfältigen, wenngleich nicht vollständigen Bibliographie der Buberschen Schriften). Diese Antwort auf die Fragen, welche durch die Interpretationen aufgeworfen werden, gehört zum Aufschriftreichsten im philosophischen Werk des jüdischen Weisen. In ihr „stellt sich“ Buber wirklich. Er geht auf jede einzelne der vorgetragenen, zumeist durchaus kritischen Positionen gewissenhaft ein, um seinen Gedanken zu verteidigen, nochmals zu formulieren oder auch vor Mißverständnissen zu schützen. Was ein Dialog ist, führt Buber, der Dialogiker, hier mit unbedingter Glaubwürdigkeit vor. M. T.

Enrico Berti hat mit seinem Buch *La filosofia del primo Aristotele* (Università di Padova. Pubblicazioni della Facoltà di Lettere e Filosofia, vol. XXXVIII), Padova 1962, die aristotelische Literatur um einen wichtigen Beitrag bereichert. Die umfangreichen Kenntnisse und das Vertrautsein des Verfassers mit den spekulativen Problemen macht dieses Buch zu einem Werk, das für jeden, der sich mit Aristoteles beschäftigt, nutzbringend sein wird; denn er wird wissen, wie wichtig es ist, die Bildungswege des Aristoteles zu kennen, um sein System überhaupt verstehen zu können. Eine lange Einführung (bis S. 122) bespricht die Sekundärliteratur über das Thema bis 1961; das erste Kapitel gibt den Lebens- und Geistesweg des jungen Aristoteles wieder; in den weiteren Kapiteln werden die verschiedenen Fragmente dieser Periode analysiert, indem sie sowohl mit den Ansichten der Akademie wie mit denen des reifen Philosophen verglichen werden.

Das mühevolle Nachdenken des späten Platon über das Problem der Ideen interessierte Aristoteles sehr; er aber übte Kritik an der platonischen Lehre der Ideen als Zahlprinzipien, und das tat er eben unter Benützung platonischer Gedanken. Folge dieser Auseinandersetzung war, nach Berti, daß Aristoteles schon gegen 357 die Lehre der getrennten Ideen aufgab, und damit an Klarheit über die Begriffe des Transzendenten und des Transzendentalen gewann. In der zweckmäßig modifizierten Lehre der Prinzipien konnte Aristoteles einen Ausgangspunkt für die Stoff- und Formlehre schaffen. Schon während er die Prinzipienlehre entwickelte, wurden die Eigenschaften der Gottheit begrifflich festgelegt, die bis zum XII. Buch der Metaphysik keine Veränderung mehr erleben werden. Berti behauptet, Aristoteles habe nie eine materialistische Psychologie vertreten, und es sei falsch, zu denken (nach einer Überlieferung, die bis zu Cicero zurückgeht), daß Aristoteles die Seele mit dem Ather gleichgesetzt habe; im Gegenteil habe Aristoteles sie immer für immateriell gehalten. E. d. A.

*Gallo Gallis* jüngstes Buch heißt: *L'idea di materia e di scienza fisica da Talete a Galileo* (Università di Torino. Pubblicazioni della Facoltà di Magistero, 24), Torino 1963. Über das spekulative Interesse an der Untersuchung gibt die Feststellung Aufschluß, daß, wenn auch „die Erkenntnis der materiellen Natur ein wesentlicher Teil der menschlichen Erkenntnis ausmacht“, es doch „selbstverständlich ist, daß die materielle Wirklichkeit nur dann wahrlich erkannt wird, wenn sie in ihrem eigenen und vom menschlichen Subjekt, d. h. von der geistigen Wirklichkeit verschiedenen Dasein begriffen wird... Es stimmt zwar, daß die Erkenntnis der materiellen Wirklichkeit die denkende Tätigkeit und also das Subjekt voraussetzt, so daß der Mensch die materielle Welt unvermeidbar durch sich selbst wahrnimmt. Aber Eigenschaft des Erkennens ist die Objektivität, d. h. die Fähigkeit, dem Menschen den Gegenstand näherzubringen, und ihm dessen Wirklichkeit aufzudecken“ (S. 9). Und an der Tatsache, daß das menschliche Denken immerzu fortschreitet und sich entwickelt, entsteht das Interesse für eine geschichtliche Untersuchung über „die allgemeine Orientierung, die Stellungnahme oder den Standpunkt, das methodologische Verfahren, woraus die Erkenntnis der physischen Welt von den Anfängen bis Galilei entstanden ist“ (S. 10). *Galli* widmet besondere Aufmerksamkeit Galilei, in dessen Bildung er auf das vorwiegend platonische Element hinweist.

E. d. A.

In *Fragments philosophiques 1909–1914 (Introduction par Lionel A. Blain. – Philosophes contemporains – Textes et études, 11) Editions Nauwelaerts, Paris-Louvain; 1961; 117 S.)* gewährt uns *Gabriel Marcel* erstmals einen Einblick in seine tastenden Denkversuche. Die „*Fragments philosophiques*“ sind Arbeitsnotizen aus seiner Jugendzeit und tragen insbesondere zum besseren Verständnis sowohl des „*Journal métaphysique*“ 1914–1923 wie der Denkentwicklung *Marcel*s überhaupt bei. Es ist das Verdienst des *P. Roger Troisfontaines*, *Marcel*s Aufzeichnungen im 2. Bd. seines Werkes „*De l'existence à l'être – La philosophie de Gabriel Marcel*“ klassifiziert zu haben (I–XXIII). Die Nummerierung der Texte wurde in dieser Edition beibehalten. Die vorliegende Ausgabe enthält alle Aufzeichnungen von XII, XIV und XVIII, von IX jedoch nur ein kurzes philosophisches Tagebuch aus der Zeit vom Juni 1909 bis Mai 1910, in der sich *Marcel* an der Sorbonne auf die „*agrégation*“ vorbereitete und sich mit der idealistischen Philosophie auseinandersetzen hatte. In dieser Schrift weist *Marcel* schon ganz deutlich auf die große Problematik und Unhaltbarkeit des Idealismus hin.

Die Handschrift XII stammt aus den Jahren 1910–1911. Sie bietet uns eine Kritik des Begriffs „*absolutes Wissen*“ und die ersten Ansätze zu einer Theorie der Partizipation. Aus diesem ehrlichen Ringen um die Idee und Bedeutung der Partizipa-

tion, die letzten Endes nur im Glauben wurzeln kann (S. 64), der eine „*intuition intellectuelle*“ zur Voraussetzung hat (S. 67), wird erst das Theaterstück „*La Grâce*“ in „*Le Seuil invisible*“, in dem die Probleme des Glaubens und der Partizipation wieder Gegenstand der Betrachtung werden, recht einsichtig.

Notizen zur Grundlage der Werte, zum Problem der Unsterblichkeit und zur Wahrheit und zum Nichtverifizierbaren bilden die verschiedenen Thematika des Manuskripts XIV von 1912–1913. *Marcel* definiert die Dialektik als Logik der Freiheit (S. 75), sieht den einzigen Zugang zur Wirklichkeit in der freien Zustimmung (S. 77), zeigt wie die Liebe zum Glauben an die eigene Unsterblichkeit sowie an die des Nächsten führt und wie die Freiheit das Nichtverifizierbare im höchsten Grade ist (S. 92).

Die „*Théorie de la Participation*“ von 1913 bis 1914 ist Gegenstand der Aufzeichnungen XVIII. In dieser Studie versucht *Marcel* die dynamische Bindung zwischen dem Ich als Akt, der Freiheit, der Liebe und dem Glauben zu erörtern.

J. B.-d. P.

Der Berliner Privatgelehrte *Gert von Natmer* legt im Safari-Verlag, Berlin, sein neuestes Buch vor: „*Das Weltbild des Menschen*“ (1962, 189 Seiten, Leinen DM 19,80). Gemäß dem Untertitel „*Vom mythischen Anfang zur Daseinsdeutung unserer Zeit*“ wird, in freilich sehr großen Zügen, die Geschichte des menschlichen Weltverständnisses geschildert. Das Einführungskapitel handelt über die uns bekannten Gleichnisse des Lebensweges (Buddha, Gilgamesch u. a.), die folgenden über das magische und mythische Weltbild der frühen Kulturen, über die Deutung der Geschichte als ganzer in der zyklischen Interpretation einerseits, als linearen Geschichtsganges andererseits. Im weiteren wird der Wandel des Naturverhältnisses von den Vorsokratikern bis herauf zu Heisenberg und der Wandel der Selbstinterpretation des Menschen in der Welt von der griechischen Bestimmung als Vernunftwesen bis zu Sartres existentialistischer These des zur Freiheit Verurteilten dargestellt. Den Schluß bildet eine Meditation über den Sinn der „*Odyssee menschlichen Suchens und Fragens*“: es ist der Weg überindividueller Selbsterkenntnis, der zuletzt das eine Ziel hat, Rückkehr zum Ursprung als zur wahren Wirklichkeit. Man möchte nun freilich, am Ende des Buches, fragen: was ist diese also? – Das Werk kann und will sich nicht an Fachwissenschaftler wenden, sondern kommt dem weitverbreiteten Interesse an fremden und vergangenen Welten und an ihrer Vermittlung in das gegenwärtige Bildungsverständnis entgegen. Hierin erfüllt es eine Aufgabe, zeigt aber gerade auch die Problematik einer solchen populär sich ausbreitenden Vermittlung. Es besticht vor allem durch seine vorzügliche Ausstattung und eine Reihe sehr schöner Bildtafeln (32 Kunstdrucktafeln). A. H.

Die vielgerühmte Arbeit von *Karl Rahner*, „*Hörer des Wortes*“, hat der Kösel Verlag München 1963 in einer Neubearbeitung durch *Johannes Baptist Metz* wieder herausgebracht (221 Seiten, Leinen DM 18.50). Auf die Bedeutung dieses 1941 zum erstmalig erschienenen Werkes für die Grundlegung der Religionsphilosophie braucht hier kaum besonders hingewiesen zu werden, ebensowenig darauf, daß es unmittelbar in die Mitte von Rahners Denken und in das Bemühen seiner „Schule“ weist. Das erste Kapitel schon nennt das Programm: „Religionsphilosophie als Ontologie der *potentia obdientialis* für Offenbarung“, und mag man auch bezüglich einzelner Punkte der Durchführung anderer Ansicht sein als Rahner (und Metz), so muß man dennoch feststellen, daß selbst das gegenwärtige Mühen um eine „christliche Philosophie“ sich viel mißverständliche Polemik sparen könnte, wollte es sich gehörig auf Rahners Entwurf einlassen und sich seinem Grundgedanken stellen. J. B. Metz, der seine große Vertrautheit mit Rahners Denken nicht nur in eigenen Arbeiten, sondern auch schon in der Neubearbeitung von „*Geist in Welt*“ (1957) bekundete, hat das Buch mit geschickter Hand gestrafft, gekürzt und ergänzt und ihm nicht zuletzt eine Reihe gewichtiger Anmerkungen beigegeben, die Rahners Entwurf in einem weiteren Problemzusammenhang zeigen. Was die inhaltliche „Korrektur“ betrifft, der Rahner ausdrücklich zugestimmt hat, sei hier die prägnante Formulierung des Bearbeiters zitiert: „Ein erster – theologischer – Gesichtspunkt galt der Offenheit und Ergänzungsbedürftigkeit des vorliegenden Entwurfs durch eine ‚Religionsphilosophie von Theologie her‘; in diesem Zusammenhang wurde der Offenbarungsbegriff selbst differenziert durch die Unterscheidung von ‚transzendentaler Offenbarung‘ und ‚kategorialer Offenbarung‘, wurde die Wesenseinheit von Offenbarung und Gnade betont und schließlich eine genaue Bestimmung der gegenseitigen Immanenz von Gnade und Natur, Offenbarung und Vernunft, theologischem und philosophischem Akt in der ursprünglichen und ständig ganzen Einheit der geschichtlichen Subjektivität des Menschen versucht . . . Ein zweiter – ontologischer – Gesichtspunkt galt dem Bemühen, die angeschnittene Seinsfrage selbst noch entschiedener durchzufragen und dabei einem objektiv-hypostasierenden Mißverständnis ‚des Seins‘ konsequenter Rechnung zu tragen – primär durch eine wesentliche Neufassung der Analogie des Seins (als Analogie der Seinshabe) und der sogenannten ontologischen Differenz (anhand der Unterscheidung zwischen einer vollendeten und einer unvollendeten ontologischen Differenz); hierher gehören neben der Einführung des Begriffs der transzendentalen Grenzerfahrung auch die Hinweise auf das Problem des Verhältnisses von Transzendentalität und Geschichtlichkeit

des menschlichen Geistes wie schließlich der Versuch, den (thomistischen) Begriff der Gegenstandswelt auf den ursprünglicheren Begriff einer (personalen) Mitwelt hin zu überholen“ (11).

Das Werk bekam so in gewissem Sinne eine neue Gestalt, die Metz zu danken ist, so sehr dieser dabei Rahners erster Intention treu blieb und dessen ursprünglichen Gedanken weiterführte. Man darf sagen, daß Rahners Versuch, die biblische Bestimmung des Menschen angesichts der Offenbarung in einem religionsphilosophischen Entwurf „einzuholen“, mit dieser Neubearbeitung durch seinen Schüler Metz eine noch verschärfte Aktualität erhalten hat. U. H.

In der Philosophischen Bibliothek von Felix Meiner hat *Klaus Reich* 1963 zum erstmalig *Kants Frühschrift „Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes“* herausgegeben (PhB 47/II, XXIX und 118 Seiten, Leinen DM 11.20). Zugrunde gelegt ist der Text der Berliner-Akademie-Ausgabe, deren entsprechende Seitenzahlen fortlaufend vermerkt sind. Außer Namen- und Sachregister hat Klaus Reich der Schrift eine Einleitung beigegeben, die dieselbe „im Lichte von Kants Entwicklung zur Kritik der reinen Vernunft“ darstellt. Reich verfolgt dabei weniger die Frage, inwieweit die Kritik der reinen Vernunft auch die Kritik des einzig möglichen Beweisgrundes enthält (vgl. den zweiten Abschnitt des Kapitels über „Das Ideal der reinen Vernunft“, B 599 ff.), da er diesem Zusammenhang bereits 1937 eine sehr gründliche Arbeit gewidmet hat („*Kants einzig möglicher Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes*. Ein Beitrag zum Verständnis des Verhältnisses von Dogmatismus und Kritizismus in der Metaphysik“, Verlag Felix Meiner); er versucht in der vorliegenden Einleitung vielmehr durch direkte Vergleichung verschiedener Texte dieses Zusammenhangs Kants allgemeine Entwicklung von 1755 bis 1781 zu erhellen – ausgehend von dem Satz aus der *Propositio VII* der *Habilitationsschrift*: „Es gibt ein Wesen, dessen Existenz der Möglichkeit sowohl seiner selbst wie aller Dinge vorhergeht, von dem man deswegen sagt, daß es absolut notwendig existiere. Es heißt Gott“, und hinführend zu der Erkenntnis der Kritik, daß die Idee Gottes als die Vorstellung eines Musterexemplars für bloß intelligible Gegenstände anzusehen ist. Die Einleitung erfüllt so in hohem Maße ihren Sinn, da sie dem Leser genaue Hinweise gibt zum Ort des einzig möglichen Beweisgrundes und zum Gang des Kantischen Denkens über diesen hinaus. Der Band stellt insgesamt eine wichtige und treffliche Ergänzung der neueren Kant-Ausgaben in der Philosophischen Bibliothek dar. U. H.